

GSG Direkt

Das Magazin der GSG OLDENBURG



Alles auf Null: Der Neustart nach dem Krieg

Oldenburg zwischen 1945 und 1954 › **S. 04**

Wertewandel: Nun geht's um Wohnqualität

Oldenburg zwischen 1955 und 1959 › **S. 10**

Neue Lösungen: Zeit für moderne Siedlungen

Oldenburg zwischen 1960 und 1970 › **S. 14**





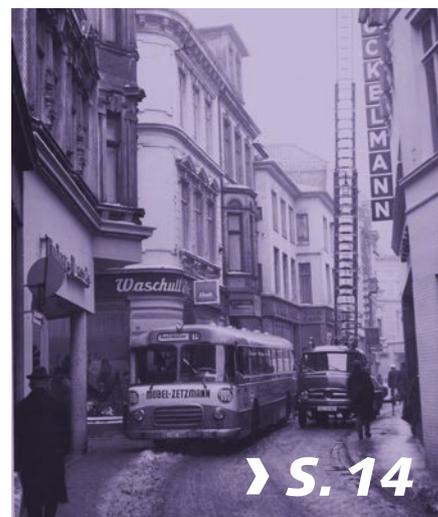
Alles auf Null: Der Neustart nach dem Krieg

Oldenburg zwischen 1945 und 1954



Wertewandel: Nun geht's um Wohnqualität

Oldenburg zwischen 1955 und 1959



Neue Lösungen: Zeit für moderne Siedlungen

Oldenburg zwischen 1960 und 1970

Liebe Leserinnen, liebe Leser!

Oldenburg wurde im Zweiten Weltkrieg von den Bombardements der Alliierten weitgehend verschont. Die Bausubstanz war nach 1945 zu einem großen Teil intakt. Das machte die Stadt zum Ziel vieler Flüchtlingsfamilien. Fast 40.000 Vertriebene fanden an der Hunte eine neue Heimat. Zeit für einen Neuanfang – auch für Oldenburg. Die Stadt hatte plötzlich mehr als 120.000 Einwohner.

Die wichtigste Aufgabe der Nachkriegszeit hieß Wohnungsbau. Die Menschen brauchten ein Dach über dem Kopf. Damit schlug die große Stunde der 1921 gegründeten GSG. Ihre Bautätigkeit prägte in den folgenden Jahren das Stadtbild, die von ihr errichteten Gebäude und Siedlungen erschlossen komplette Stadtteile und schufen die Grundlage für das

moderne Oldenburg, wie wir es selbst heute noch kennen und schätzen.

Nachdem wir anlässlich des hundertjährigen Bestehens der GSG in der letzten Ausgabe unseres Magazins „GSG Direkt“ die Ära von ihrer Gründung bis zu den bitteren Jahren des Zweiten Weltkriegs beleuchtet haben, kümmern wir uns nun um die Jahre nach der Katastrophe, also um die Zeit des Wiederaufbaus. Machen Sie sich auf spannende Schilderungen überraschender Entwicklungen und Wendungen gefasst.

Wertvolle Erkenntnisse beim Lesen wünscht Ihre GSG



Impressum

Herausgeber: GSG OLDENBURG Bau- und Wohngesellschaft mbH, Straßburger Straße 8, 26123 Oldenburg
 V.i.S.d.P.: Stefan Köhner, GSG OLDENBURG
 Konzeption und redaktionelle Leitung: Mediavanti GmbH, Donnerschweer Straße 90, 26123 Oldenburg, www.mediavanti.de
 Recherche- und Textarbeiten: Lisa Knoll
 Gestaltung, Produktion und Bildrecherche: STOCKWERK2 – Agentur für Kommunikation, Donnerschweer Straße 90, 26123 Oldenburg, www.stockwerk2.de
 Druck: DRUCK-SERVICE, Thomas Lamken, Oldenburg
 Bildquellen: Privat (Titel, Seiten 6, 16 unten); Stadtmuseum Oldenburg (Seiten 2, 4, 5, 7, 9 Mitte, 10, 19 oben); Werkstattfilm e. V. (Seiten 2, 14, 15, 16 oben); GSG OLDENBURG (Seiten 8, 9 oben, 13, 17, 18, 19 Mitte)

Wir bedanken uns für die Unterstützung bei Stadtmuseum, Werkstattfilm, Stadt Oldenburg und Detlef Ramke.

1945 – 54

Durch Kriegsflüchtlinge und Vertriebene entwickelt sich Oldenburg unvermittelt zur Großstadt. Ende 1948 wird die Einwohnerzahl auf 125.000 geschätzt. Aber wohin mit all den neuen Bürgerinnen und Bürgern? Genügend Wohnungen gibt es nicht. Also setzt ein Bauboom ein, wie ihn die Stadt noch nie erlebt hat.

1955 – 59

Unmittelbar nach dem Krieg mussten viele Menschen in eher provisorischen Bauten leben. In den folgenden Jahren des Wirtschaftswunders steigen die Ansprüche. Themen wie „Langlebigkeit“ und „Wohnqualität“ kommen im Wohnungsbau an. Im Oldenburger Stadtteil Ohmstede entsteht etwas ganz Neues: eine Gartenstadt.

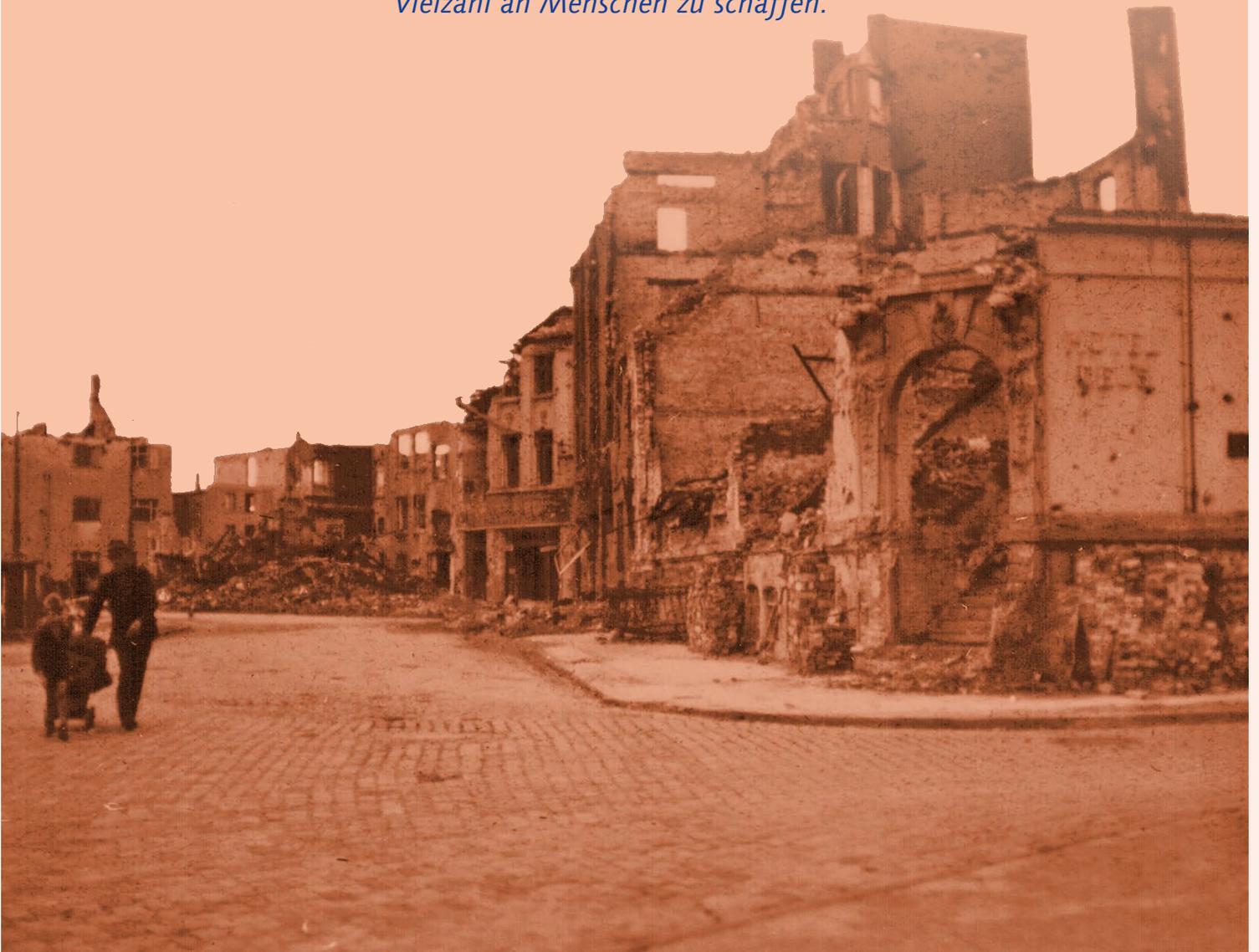
1960 – 70

Wer glaubt, die Bautätigkeiten lassen zu Beginn des neuen Jahrzehnts nach, irrt gewaltig. Im Gegenteil: Oldenburg wächst in alle Richtungen – nach Süden, nach Norden und sogar nach oben. Nicht immer geht es dabei konfliktfrei zu. Manch alteingesessenen Oldenburgerinnen und Oldenburgern geht das alles viel zu schnell.

OLDENBURG ZWISCHEN 1945 UND 1954

Alles auf Null: Der **Neustart** nach dem **Krieg**

Ein nicht abreiender Flüchtlingsstrom in den ersten Nachkriegsjahren machte Oldenburg unfreiwillig zur Großstadt. Das drängendste Problem dieser Zeit war die immense Wohnungsnot in allen Stadtteilen. Fortan galt es, möglichst schnell zweckmäßige Unterkünfte für eine Vielzahl an Menschen zu schaffen.





Die Hindenburg-Kaserne in Kreyenbrück wurde nach dem Krieg kurzerhand zur Notunterkunft erklärt.

Während man in den 1920er- und 1930er-Jahren bereits weitsichtig die Weichen gestellt hatte, um Oldenburg im Sinne der Industrialisierung zur Großstadt aufzubauen, machten NSDAP-Herrschaft und Kriegsniederlage diese Bemühungen schnell zunichte. Nur der Tatsache, dass Oldenburg im Krieg kaum zerstört wurde, ist es zu verdanken, dass die Stadt an der Hunte auch nach Kriegsende ein bedeutendes Zentrum im Nordwesten bleiben konnte.

Lag die Einwohnerzahl bei Kriegsbeginn 1939 noch bei etwa 75.000 Menschen, stieg sie bis Ende 1948 auf 125.000 an. In gut zehn Jahren war die Bevölkerungszahl in der Stadt um mehr als 60 Prozent gewachsen. Kluges Handeln war fortan gefragt, sowohl seitens der Stadt als auch seitens der Wohnungsbaugesellschaften, um den vielen dazugekommenen Menschen ein Dach über dem Kopf zu geben. Vor allem die GSG tat sich bei dieser Aufgabe als eine der treibenden Kräfte hervor und schuf in den Folgejahren einiges an Wohnraum vor allem im Norden und Süden der Stadt.

Notunterkünfte für Vertriebene

Schon ein knappes Jahr nach Ende des Zweiten Weltkriegs benannte die frisch gegründete Nordwest-Zeitung vor allem die Integration von Kriegsflüchtlings ins städtische Leben als eine der großen Aufgaben der Zukunft. Es sei „unter allen Umständen zu vermeiden, daß die Heimatlosen als Fremdkörper betrachtet werden. Sie dürfen sich auch nicht absondern,

sondern müssen sich in die Dorf- und Stadtgemeinschaften eingliedern“. Man zeigte sich zuversichtlich, dass dieser Schritt mit vereinten Kräften gelingen werde, denn: „Gemeinsame Not verbindet uns, doch wird der Wille, das Schicksal zu meistern, uns wieder den Weg in eine bessere Zukunft führen.“

Um die Aufnahme von Kriegsflüchtlings in großer Zahl stemmen zu können, beschloss der Stadtrat am 9. Januar 1946, dass die Stadt Oldenburg fortan als Mietpächterin der Hindenburg-Kaserne auftreten und die nun leerstehenden Bauten als Unterkunft für Flüchtlingsfamilien nutzen solle. Dass damit eine Alternative zur Zwangseinweisung in Privatwohnungen geschaffen wurde, fand sowohl bei den Oldenburgern als auch den neu hinzugekommenen Familien zunächst Anklang. Zugleich kamen Zweifel auf, ob sich durch eine räumliche Trennung beider Gruppen eine erfolgreiche Integration der Zugezogenen ins Alltagsleben bewältigen ließe.

Was anfangs als provisorische Behausung für zeitweise bis zu 480 Familien gedacht war, wuchs mit der Zeit zu einem eigenen kleinen Kosmos. Die größtenteils verwüsteten Räume wurden renoviert, kaputte Fensterscheiben ausgetauscht und das halb zerstörte Leitungsnetz repariert. Eine Schule und eine Kirche wurden eröffnet, dazu zahlreiche Handwerksbetriebe und Werkstätten, die das Kasernengelände innerhalb kürzester Zeit in einen belebten Gewerbehof verwandelten. Zeitweise waren hier rund 60 Betriebe angesiedelt. Erst 1959, als die Kaserne wieder ihrem ursprünglichen Zweck zugeführt wurde, löste sich der Gewerbehof auf. Viele Familien blieben in Kreyenbrück und führten ihre Betriebe fort, einige sind bis heute im Viertel verwurzelt.

2586

Wohnungen hat die GSG seit ihrer Gründung 1921 bis zum Jahresende 1948 errichtet.



JAN KOOPMANN

Bis zu seinem Tode 1960 widmete sich Jan Koopmann der Schaffung kostengünstigen Wohnraums für „de lüttge Lü“. Als „Koopmannshausen“ fertiggestellt war, leitete er den Bau von Oldenburgs erster Kriegsversehrtensiedlung zwischen Drögen-Hasen-Weg und Grotepool. Zahlreiche Siedler aus Alexandersfeld unterstützten ihren ehemaligen Bauherrn dabei als Freiwillige. In den Folgejahren beaufsichtigte Koopmann den Bau weiterer Siedlungen, u.a. rund um die Thomasburg in Eversten. Am 10. September 1953 war dort die 500. durch Koopmann errichtete Wohnung bezugsfertig. 500. durch Koopmann errichtete Wohnung bezugsfertig.

PERSÖNLICH

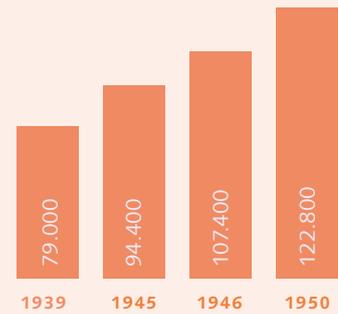
Siedlungsbau durch Selbsthilfe

Vier Jahre nach Kriegsende startete die GSG Bemühungen, sowohl Kriegsflüchtlingen und Vertriebenen als auch Oldenburgern, die aus zerstörten Gebäuden in Behelfsunterkünfte ziehen mussten, im Stadtnorden eine langfristige Perspektive zu geben. Sie setzte den damaligen Landtagsabgeordneten und Ratsherrn Jan Koopmann als Bauleiter für ein Projekt ein, das später als Paradebeispiel des Solidargedankens gelten sollte.

Koopmann verwirklichte in Alexandersfeld seine Vision einer gemeinschaftlich errichteten Wohnsiedlung, die noch dazu mit geringen finanziellen Mitteln auskam: Die zukünftigen Bewohner

sollten ein Höchstmaß an Eigenleistung in den Bau der Siedlung einbringen und durch ihre Arbeitskraft die Baukosten von knapp 6.000 DM pro Haus ausgleichen. Drei Jahre sollten die Siedler dort zur Probe als Mieter wohnen, bis die Häuser schließlich in ihren Besitz übergingen. Am 16. Mai 1949 erfolgte der Spatenstich, in den Folgejahren wurde die Siedlung Alexandersfeld – im Volksmund „Koopmannshausen“ genannt – in zwei Bauabschnitten mit mehr als 200 Siedlungshäusern entlang der Leuchtenburger Straße und den in sie einmündenden Querstraßen errichtet.

Fast einhundert Familien schufteten im ersten Bauabschnitt bereitwillig für den Traum vom Eigenheim. Die Männer arbeiteten tagsüber in ihren Berufen und am Abend weiter auf dem Bau, um die Siedlung binnen weniger Monate fertigzustellen. Rund 1600 Arbeitsstunden wurden pro Siedler veranschlagt. Solidarität und Nachbarschaftshilfe waren die Schlagworte. Wer in die nächsten fertiggestellten Häuser ziehen durfte,



Die Entwicklung der Einwohnerzahl Oldenburgs

wurde per Los entschieden. So sollte sichergestellt werden, dass an jedem Haus mit derselben Sorgfalt gearbeitet wurde und der Einzelne nicht etwa das eigene bevorzugt behandelte. Im ersten Bauabschnitt entstanden 91 Häuser mit je 52 Quadratmetern Wohn- und 800 Quadratmetern Nutzfläche.

In den Aufzeichnungen eines Anwohners heißt es, dass bei der Auswahl der

In „Koopmannshausen“ arbeiteten die Siedler Hand in Hand, um ihren Traum vom Eigenheim zu verwirklichen.





◀ **Die ehemals Kaiserliche Post war auch nach dem Zweiten Weltkrieg ein Blickfang im Zentrum Oldenburgs.**

Siedler „in erster Linie die handwerklichen und charakterlichen Voraussetzungen maßgebend“ waren. Ferner notierte er, dass es sich bei der Mehrzahl der Siedlerfamilien um junge Paare mit Kleinkindern handelte. In den Häusern lebten sie zu viert oder zu fünft, das Durchschnittseinkommen betrug 180 bis 200 DM monatlich. Die Miete, die nach Fertigstellung veranschlagt wurde, war mit 35 DM ein echtes Schnäppchen. Der zweite Bauabschnitt wurde im Januar 1951 fertiggestellt. Bis heute sind die Straßenzüge als Koopmann-Siedlung bekannt. Ein Gedenkstein an der Kreuzung von Wiefelsteder Straße und Leuchtenburger Straße erinnert an Jan Koopmann, der sich in den Folgejahren durch ähnliche Projekte einen Namen machen sollte – getreu seinem Motto „Nichts für mich, alles für meine Siedlerkameraden!“

Ein Fonds für sozialen Wohnungsbau

Während sich die Koopmann-Siedlung vor allem durch Muskelkraft und Zusammenhalt in die Tat umsetzen ließ, war der Mangel an finanziellen Mitteln andernorts stark zu spüren. In den ersten Jahren nach Kriegsende war die öffentliche Bautätigkeit deshalb fast zum Stillstand gekommen. Den Wohnungsbau mit allen erdenklichen Mitteln voranzutreiben, wurde erst Ende der 1940er-Jahre zum obersten Gebot in der Stadt. Im November 1948 richtete Oldenburg als erste Stadt in Niedersachsen einen sozialen Wohnungsbaufonds (SoWoFo) ein, der die Bautätigkeit entscheidend vorantreiben sollte.

Das zunächst auf drei Jahre angelegte Programm sah vor allem die Errichtung möglichst vieler Zweizimmerwohnungen zu „wirtschaftlich tragbaren Mieten“ vor. Gespeist wurde der Fonds aus zahlreichen Quellen. Unter anderem wurden ihm Überschüsse aus Mieteinnahmen, gering verzinsliche Darlehen von Firmen und Spenden von Privatleuten zugeführt. Außerdem wurde eine Wohnraumsteuer erhoben, mit der man sich die gewerbliche oder private Nutzung zusätzlicher Wohnräume „erkaufen“ konnte. Insgesamt entstanden durch SoWoFo-Mittel mehr als 2.200 Mietwohnungen und Kleinsiedlungen, die vor allem den Bedürfnissen junger Familien gerecht wurden. Erst 1954 wurde die Abgabe wieder aufgehoben.

Vom SoWoFo profitierte vor allem der südliche Stadtteil Kreyenbrück enorm. Mit Mitteln aus dem Fonds entstanden zwischen 1949 und 1958 zahlreiche Mehrfamilienhäuser An den Voßbergen, in der Ewigkeit und in der von ihr abzweigenden Münnichstraße. Bis zu 14 Wohneinheiten fanden in einem Gebäude Platz und boten vor allem Kriegsflüchtlingen und Vertriebenen eine neue Heimat. Anfang der 1950er-Jahre errichtete die GSG im zwischen Ewigkeit und Dr.-Schübler-Straße gelegenen Abschnitt der Münnichstraße fünf große Wohnblocks mit Zwei- und Dreizimmerwohnungen, die insgesamt Platz für 150 Familien boten. 1950 wurde dem Bau weiterer Mehrfamilienhäuser im am nördlichen Ende der Straße An den Voßbergen gelegenen Sandkamp zugestimmt.

Durch den enormen Zuwachs an Wohnraum im Süden der Stadt stieg auch die Bedeutung Kreyenbrücks in der Entwicklung des Stadtbilds. Der Bau der Kinderklinik ab 1952 und der AEG-Siedlung ein paar Jahre später (vgl. Kapitel 2) trieb diese Tendenz weiter voran.

Eine neue Siedlung für Bümmerstede

Als erstes Bundesland hatte Niedersachsen das Bonner Wohnungsbauprogramm dahingehend erweitert, dass auch die in Baracken, Kellerräumen und teilweise zerstörten Häusern lebenden Menschen mit angemessenem Wohnraum versorgt werden sollten. Zu dieser Zeit lebten noch immer einige tausend Oldenburger in Behelfsunterkünften. Durch das im Juli 1951 gestartete „Barackenräumprogramm“ sollten im Stadtgebiet mehr als 400 Wohnungen geschaffen werden. Über die Hälfte konnte bis Jahresende bereits bezogen werden.

Als Niedersachsens Vertriebenenminister Erich Schellhaus im Dezember 1951 für

einen Besuch nach Oldenburg kam, besichtigte er einige durch SoWoFo-Gelder finanzierte Neubauten sowie die Koopmann-Siedlung und zeigte sich erstaunt über so viel gemeinschaftliches Engagement. „Wenn wir überall in Niedersachsen solche Flüchtlingswohnungen hätten, wäre ich sehr glücklich“, zitiert ihn die Nordwest-Zeitung.

Auch die GSG beteiligte sich an beiden Abschnitten des Sonderbauprogramms und erschloss eine neue Siedlung in Bümmerstede. Jan Koopmann, der sich kurz zuvor bereits in Alexandersfeld einen Namen gemacht hatte, war hier wieder federführend tätig, denn in den Straßen zwischen Bümmersteder Tredde, Wacholderweg und Waldmannsweg sollte eine weitere Siedlung nach dem Vorbild von „Koopmannshausen“ entstehen. Die Einzel- und Doppelhäuser sollten von den Siedlern selbst errichtet und später in ihren Besitz übergehen.

Auf dem ehemaligen Standortübungsplatz, der zum großen Teil aus moorigen

Die in Selbsthilfe errichteten Siedlungen in Alexandersfeld und Bümmerstede waren vor allem bei Familien mit Kindern beliebt.



VOM KLEMPNER ZUM OBERBÜRGERMEISTER

1947 eröffnete Hans Fleischer, ein Vertriebener aus Ostpreußen, eine Klempnerei im Gewerbehof der Hindenburg-Kaserne. 1956 wurde der Sozialdemokrat für eine Amtsperiode zum Oberbürgermeister der Stadt gewählt. 1964 gewann er die Wahl erneut und hatte das Amt bis 1981 inne.

WISSENSWERT

Wiesen und Heideflächen bestand, erfolgte am 18. April 1951 der erste Spatenstich. Bereits im Herbst des Jahres konnten die ersten Siedler ihre Häuser im Heidschnucken-, Heidjer- und Hirtenweg beziehen. Stromleitungen waren bereits gelegt, doch an Wasserleitungen fehlte es noch. Schirmherr Koopmann trieb die Siedler weiter zu ehrgeiziger Arbeit an, sodass wenig später Straßen und Entwässerungsgräben angelegt waren und auch die ersten Hecken und Beete geschaffen wurden. 1952 gründeten die Bewohner die Siedlergemeinschaft Bümmersteder Tredde. Bis heute pflegen ihre Mitglieder den großen Gemeinschaftssinn der Gründerjahre. 2022 wird die Siedlergemeinschaft ihr 70-jähriges Jubiläum feiern.

Bauboom trotz finanzieller Engpässe

Anfang der 1950er-Jahre wird die Schaffung von kostengünstigem Wohnraum durch steigende Lohn- und Materialkosten zusätzlich erschwert. Dennoch kann die GSG in diesen Zeiten auf eine beachtliche Bauleistung zurückblicken. Seit der Währungsreform 1948 investierte die Wohnungsbaugesellschaft 15 Millionen DM in die Schaffung von kostengünstigem Wohnraum, um die noch immer herrschende Wohnungsnot zu lindern. Mehr als 1.500 Wohnungen ließen sich dadurch bis Ende 1952 verwirklichen. Der langjährige GSG-Geschäftsführer Paul Tantzen resümierte, dass man mit 360 begonnenen und zum Teil bereits bezugsfertigen Wohnungen das Bauvolumen des Vorjahres erreicht habe, obwohl weniger finanzielle Mittel vom Land zur Verfügung standen.



In Bümmerstede entsteht eine weitere Koopmann-Siedlung.



1945 kommen erste Kriegsflüchtlinge nach Oldenburg.



Das Fotofachgeschäft von Carl Wöltje lockt Kunden in die Heiligengeiststraße.



Mit über 120.000 Einwohnern zählte Oldenburg inzwischen zwar offiziell als Großstadt, hatte aber weiterhin einen mittelstädtischen Charakter, den es fortan abzuwerfen galt. Zu veraltet sei das Kanalisationssystem, zu holprig die Straßen, nicht flächendeckend ihre Beleuchtung, klagte die Bevölkerung in den frühen 1950er-Jahren. Oberstadtdirektor und GSG-Aufsichtsratsvorsitzender Jan Eilers versicherte den Oldenburgern jedoch, dass „die Denkweise einer alten, beschaulichen Residenz [...] einem wagemutigen, weitblickenden Handeln gewichen [sei], das von Oldenburg als wirtschaftlichem und kulturellem Mittelpunkt Nordwestdeutschlands ausstrahlt“.

Ein Großteil der von Bund und Ländern bewilligten Gelder floss zu dieser Zeit vorrangig den kriegszerstörten Städten zu. Die ehemalige Gauhauptstadt an der Hunte wurde im Krieg hingegen kaum beschädigt und ging deshalb in vielen Belangen leer aus. Oldenburg, im Volksmund mitunter als „verhinderte Großstadt“ verspöttelt, sollte ebenfalls seinen Teil von den Landesmitteln für den

sozialen Wohnungsbau und die Erschließung städtischer Infrastruktur abbekommen, forderte Eilers. Sein Durchsetzungsvermögen sollte sich auszahlen, denn in der Folge legte die Landesregierung Oldenburg erstmals als „Schwerpunkt für Arbeits- und Wohnraumbeschaffung“ fest. Damit einher ging die Bewilligung von zusätzlichen Geldern, die den Weg für weitere bauliche Großprojekte ebneten. „Bauen und nochmals bauen!“ – der Leitspruch von Jan Eilers sollte in den kommenden Jahren wegweisend für das städtebauliche Programm der Zukunft werden.

1.89 DM

betrug der Stundenlohn für einen Maurer im Oktober 1952. Kurz vor der Währungsreform lag er noch bei umgerechnet 0.84 DM. Das ist ein Anstieg von 125 Prozent.

ZÄHLBAR

OLDENBURG ZWISCHEN 1955 UND 1959

Wertewandel: Nun geht's **um** **Wohnqualität**

Lag der Fokus nach Kriegsende zunächst noch auf der schnellen Schaffung von Wohnraum, richtete man den Wohnungsbau ab Mitte der 1950er-Jahre weitaus mehr auf die Langlebigkeit der Neubauten aus. Schon bald ging es nicht mehr nur um Quantität.



PAUL TANTZEN

Im September 1956 verstirbt Paul Tantzen kurz vor der Rente. Arnold Braune wird sein Nachfolger. In einem Nachruf heißt es: „Die Vorzüge des kühlen, sachlichen Rechners verbanden sich in ihm mit starkem Mitgefühl für alle, die ihm ihre Bau- und Wohnungssorgen vortrugen.“ Seine bäuerliche Herkunft habe der Esenshammer dabei nie verleugnet.

Der Bau familiengerechter Siedlungen und Eigenheime stand Mitte des Jahrzehnts im Zentrum der Aktivitäten der Wohnungsgesellschaften. In diesem Bereich hatte sich die GSG in den vergangenen Jahren eine hohe Kompetenz erworben, so dass sie in einem landesweiten Vergleich einen stolzen vierten Platz belegen konnte.

Auch die niedersächsische Landesregierung setzte verstärkt Wert auf Qualität. Hatte man in Hannover zuvor das Hauptaugenmerk auf das schnelle Schaffen von Wohnraum gelegt, um die drängendste Wohnungsnot zu stillen, wurden inzwischen die mit öffentlichen Mitteln geförderten Wohnungen hinsichtlich ihrer Langlebigkeit unter die Lupe genommen. Zudem wurden Auflagen entwickelt, die fortan zu erfüllen waren. So durften mit öffentlichem Geld geförderte Wohnungen nicht kleiner als 40 Quadratmeter ausfallen. Sie mussten dabei eine Wärme und Schalldämmung aufweisen. Zusätzlich veranlasste die Landesregierung im Februar 1955, dass keine Einliegerwohnungen mehr in Wohnhäuser gebaut werden und Wohnräume nicht mehr in Nord- oder Nordwestrichtung gelegen sein sollten. Geschosswohnungen mussten wenn möglich über Balkone oder Loggien verfügen.

Die Richtlinien wurden sechs Jahre nach Beginn des sozialen Wohnungsbaus ausgegeben. Das bedeutet keineswegs, dass bis dahin planlos vorgegangen worden wäre. Aus den Vorgaben der Landesregierung lässt sich vielmehr ein neuer Kurs in der Wohnungsbaupolitik ablesen. Man sieht nun auch die mit öffentlichen Mitteln geförderten Wohnungen

hinsichtlich ihrer Lebensdauer als „Normalwohnungen“ an. Beim ersten Bauprogramm 1950 wurde darauf noch nicht geachtet, da man damals nur die dringlichste Wohnungsnot schnell lindern wollte.

Eigene Siedlungen für die Besatzer

Zwar war die Bautätigkeit in der Stadt seit 1950 jedes Jahr weiter angestiegen, dennoch steckte Oldenburg 1955 noch mitten in der Wohnungsnot. Im November war umgerechnet jeder fünfte Oldenburger beim Wohnungsamt als Bewerber gelistet. Vor allem Kinderreiche hatten bei privaten Vermietern nur wenig Chancen auf eine Bleibe. Für die angespannte Situation auf dem Wohnungsmarkt sorgte nicht nur die Vielzahl an Kriegsflüchtlingen und Vertriebenen in der Stadt, sondern auch die Beschlagnahme von Wohneigentum durch die britischen Besatzer, die Oldenburg erst Ende der 1950er-Jahre wieder verließen.

Als die Soldaten sich 1945 in der Stadt niederließen, wurden zahlreiche Privatwohnungen beschlagnahmt. Der ab 1948 beginnende Familiennachzug ließ den Wohnungsmangel noch dramatischer werden. Erst nach massiven Protesten und zunehmender Kritik an der allgemeinen Wohnsituation wurden die Privathäuser in den 1950er-Jahren nach und nach wieder ihren Besitzern übergeben. Im Zuge dessen traten große Wohnungsbauprogramme in Kraft, um britische Siedlungen zu schaffen, in denen die Soldaten und ihre Familien fortan untergebracht werden sollten. Sie verfügten über eigene Schulen, Geschäfte und Ärzte, der Zutritt war oftmals für deutsche Bürger verboten.

Im Stadtteil Ohmstede entstanden an der Eutiner-, Birkenfelder und Küstriner Straße ab 1951 Reihenhäuser aus rotem Klinker, erbaut nach englischem Vorbild. Im September 1954 wurde mit dem Bau von 100 weiteren Wohneinheiten zwischen Mühlenhofsweg und Westersch begonnen. Die „Barrack Blocks“ bestanden aus vier großen Mehrfamilienhäusern, umsäumt von weiträumigen Grünflächen. Verwaltungsgebäude, Sportplätze sowie eine Schule – erbaut auf dem Gelände der heutigen IGS Flötenteich – machten die 30 Hektar große Fläche zu einem eigenen Stadtteil.

1956

lebte jeder sechste Oldenburger in einer GSG-Wohnung.

ARNOLD BRAUNE

Der in Danzig geborene Architekt Arnold Braune entwarf im Laufe seines Lebens etwa 7.000 Wohnungen. Besonderen Wert legte er auf effiziente Flächennutzung, durchdachte Grundrisse und ein hohes Maß an Wirtschaftlichkeit. Zusätzlich waren ihm weitläufige Grünflächen und große Kinderspielflächen zwischen Wohngebäuden ein Anliegen. Der von Stadtbaurat Neidhardt als „schwerkriegsbeschädigte, unermüdlich tätige, leidenschaftlich bauende und in der Freizeit malende musische Mensch“ beschriebene Braune trat 1953 die Nachfolge von GSG-Hauptgeschäftsführer Paul Tantzen an und hatte dieses Amt bis zum Ruhestand 1971 inne.

Musterbauten für die Bauausstellung

Angrenzend an die britische Enklave im Stadtnorden – im Dreieck zwischen Kuhlenweg, Donnerschweer Straße und Mühlenhofsweg – sollte ab dem Frühjahr 1955 ein neues Musterviertel mit 370 Wohnungen entstehen, das nach den Grundsätzen moderner Stadtplanung ausgerichtet war. Die „Gartenstadt Ohmsteder Esch“ sollte das Aushängeschild der im selben Jahr in Oldenburg stattfindenden Ausstellung „Wirtschaftlicher bauen – gesunder wohnen“ werden und als Musterbeispiel für die „moderne stadtplanerische Durchbildung mit Wohnstraßen, Schule, Kindergarten, Sportplatz, Grünflächen, Post, Geschäftszentrum, Bushalteplatz“ gelten. Als Hauptadern durch die neue Siedlung fungierten die Stresemannstraße und die Friedrich-Naumann-Straße. Federführend war neben Stadtplanern und freischaffenden Architekten auch der GSG-Geschäftsführer Arnold Braune.

Bei der Schau in den kurz zuvor eröffneten Weser-Ems-Hallen wurden die neuesten Entwicklungen rund um Bautechniken und Inneneinrichtung ausgestellt, während auf dem an die Schau angegliederten Norddeutschen Baukongress hochrangige Redner die Ziele und Absichten der Wohnungspolitik des Bundes erläuterten. Schon an den ersten

drei von insgesamt zehn Ausstellungstagen kamen insgesamt 70.000 Besucher, darunter einige hochkarätige Gäste. Neben Bundeswohnungsbauminister Preusker, der als Schirmherr der Ausstellung auftrat, sowie Gästen aus den umliegenden Bundesländern fand auch eine Gruppe Baufachberater der türkischen Regierung und Fachpublikum aus den Niederlanden, dem Libanon und den USA ihren Weg nach Oldenburg.

Den bauintensiven Monaten vor der Ausstellung war ein außergewöhnlich lang andauernder, harter Winter vorgegangen, sodass sich der Baubeginn der Gartenstadt verzögerte. Miet- und Eigentumswohnungen in hochgeschossigen Bauten sowie Eigenheime in Reihen- und Doppelhäusern sollten ursprünglich zum Beginn der Schau im September teils bereits bewohnt, teils im Rohbau zur Besichtigung bereit sein. Eine Verknappung von Baustoffen sorgte aber dafür, dass am Ende nur ein Teil der Häuser termingerecht fertiggestellt werden konnte. Der Bau der Gartenstadt zog sich bis 1957 hin.

Räumung der Hindenburg-Kaserne

Während im Stadtnorden die Bautätigkeit in vollem Gange war, wurden im Stadtsüden erste Vorbereitungen für ein weiteres Großprojekt getroffen. 1956 wurde im Rahmen des von der Stadt durchgeführten Kasernenräumprogramms beschlossen, dass 440 Wohneinheiten zur Umsiedlung der ehemaligen Bewohner der Hindenburg-Kaserne gebaut werden sollen. Oldenburg nutzte also die Wiederaufrüstung der Stadt, um einen neuen, modernen Stadtteil zu etablieren – mit gewohnt zü-

**NAMENSPATE**

Eine der wichtigsten Straßen Kreyenbrücks und ihr zentraler Platz wurden nach Prof. Dr. Georg Klingenberg benannt. Der 1925 verstorbene Ingenieur war seit 1902 im AEG-Vorstand und gilt als Wegbereiter der Elektrifizierung. Er leistete Pionierarbeit mit dem Bau von E-Werken in aller Welt.

giger Vorgehensweise, denn im Oktober 1957 waren bereits 300 Familien umgesiedelt.

Sieben Gesellschaften waren am Bau der Ersatzsiedlung für die ehemaligen Kasernenbewohner beteiligt. Auch die GSG trug ihren Teil dazu bei und verantwortete den Bau von 36 Wohnungen am Osternburger Schiebenkamp und 23 am Schellenberg südlich der Klingenbergstraße. Es folgten weitere Bauten am Windmühlenweg und am Alten Postweg. Auch hier baute man nach dem aus den Vorjahren bereits bewährten „Koopmann-Prinzip“ und beteiligte die späteren Bewohner am Großteil der zu verrichtenden Arbeiten. Diese waren aufgrund des moorigen Bodens rund um Meerkamp und Schellenberg besonders mühselig. Rund 1.000 Arbeitsstunden brachte jeder Siedler in den Bau ein.

Im September 1955 wurden die ersten 23 Häuser am Schellenberg Richtfest gefeiert. Im Folgejahr feierte die GSG hier übrigens einen besonderen Meilenstein: Im Juli 1956 wurde die 5.000. GSG-Wohnung fertiggestellt.

Große Veränderungen in Kreyenbrück

Parallel wurde auch im Bereich nördlich der Klingenbergstraße gebaut. Hier entstand eine Siedlung mit 255 Wohneinheiten, die zunächst den Beschäftigten der Allgemeinen Electricitätsgesellschaft (AEG) vorbehalten war. Nachdem er im Krieg 80 Prozent der Produktionsstätten verloren hatte, baute der Elektrokonzern 1947 die erste Fertigungshalle in Kreyenbrück. Schon bald wuchs die wirtschaftliche Bedeutung des Unternehmens für die Stadt enorm, denn aus den anfangs 30 Mitarbeitern wurden bis 1951 schon 700, in den Folgejahren kletterte die Zahl der Beschäftigten schnell über die 1.000er-Marke. 70 Prozent der Mitarbeiter waren Kriegsflüchtlinge und Vertriebene aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten, gut die Hälfte von ihnen Frauen, die vor allem filigrane Montagetätigkeiten erledigten. Für sie, wurde zwischen 1956 und 1962 rund um die Klingenbergstraße ein neues Viertel geschaffen, das in der Bevölkerung schnell den Namen „AEG-Siedlung“ erhielt.

Sie erstreckte sich über die Klingenbergstraße und die Abzweiger Brandenburger Straße, Marburger Straße und Frankfurter Weg. Unter Bauleitung der GSG entstanden hier 255 Wohneinheiten. Zunächst waren sie den AEG-Beschäftigten vorbehalten. Wohnungen, meist zwei bis vier Zimmer mit großzügigen Balkonen, wurden an das Personal des nahegelegenen Krankenhauses vergeben. Daraus ergab sich ein weiteres großes Bauprojekt in direkter Nachbarschaft, das in den 1970er-Jahren zum markantesten Punkt des Viertels werden sollte:

ein Schwesternwohnheim mit 75 Zweizimmerapartments in der Klingenbergstraße.

Und auch die Großprojekte des kommenden Jahrzehnts warfen Ende der 1950er-Jahre ihre Schatten voraus: In Eversten wurde der erste Spatenstich für ein zweites „Gartenstadt-Projekt“ gesetzt, in Bürgerfelde das erste Hochhaus Oldenburgs angekündigt und in Bloherfelde die bis heute bekannteste Wohnsiedlung des Stadtteils geplant.



Ihre Gemeinschaftsarbeit hat das Stadtbild in weiten Teilen geprägt und zu dem ausgesprochen gesunden Oldenburger Wohnklima beigetragen, um das uns heute viele andere Städte beneiden.

Stadtbaurat Neidhardt im Jahr 1956 über die GSG-Geschäftsführer Paul Tantzen und Arnold Braune.

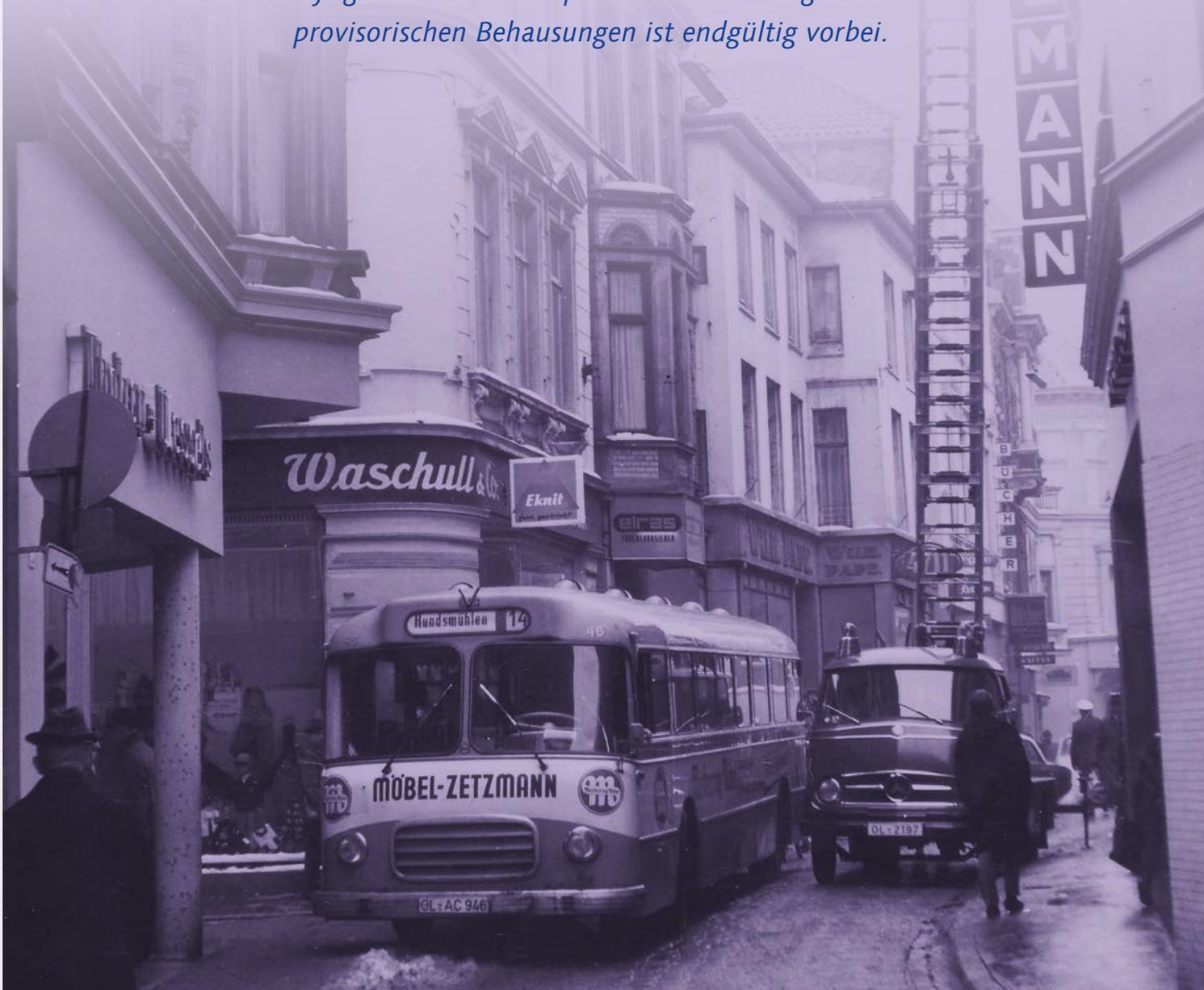
ZITIERT



◀ **Die Gartenstadt Ohmsteder Esch wurde trotz baulicher Verzögerungen zum Paradebeispiel für die stadtplanerischen Standards des kommenden Jahrzehnts.**

Neue Lösungen: Zeit für **moderne** **Siedlungen**

Die junge Großstadt wächst weiter. Oldenburg entwickelt sich rasant schnell zum Zentrum des Nordwestens. Großbetriebe siedeln sich an. Ihre Beschäftigten suchen nach passenden Wohnungen. Die Zeit der provisorischen Behausungen ist endgültig vorbei.





1962 wurde die AEG-Siedlung im Stadtsüden fertiggestellt.

st 1963 die Wohnungsnot beseitigt?" titelte die Nordwest-Zeitung im August 1959, und stellte damit eine der wichtigsten Fragen des kommenden Jahrzehnts. Zu diesem Zeitpunkt fehlten in Oldenburg noch immer 6.000 Wohnungen, eine jährliche Bautätigkeit von 1.500 fertiggestellten Wohnungen schien in weiter Ferne. Die große Wohnungsnot der Nachkriegsjahre war zwar inzwischen fast gänzlich behoben, doch die Nachfrage nach Wohnraum noch immer nicht abschließend beantwortet.

Es waren nicht mehr ausschließlich die Kriegsflüchtlinge und Vertriebenen, die auf den Wohnungsmarkt drängten. Nachdem Oldenburg die 100.000-Einwohner-Marke bereits kurz nach Kriegsende übersprungen hatte, entwickelte sich die Stadt an der Hunte nun auch wirtschaftlich immer mehr zur Großstadt. Die in Kreyenbrück angesiedelte AEG erweiterte ihre Werkshallen fortlaufend und stellte immer mehr Menschen ein.

Mit Cewe Color wurde 1961 ein weiterer Großbetrieb im Stadtsüden gegründet, der Arbeitskräfte in die Stadt lockte. Und auch mit der Eröffnung der ersten Fußgängerzone der Bundesrepublik – von der NWZ scherzhaft als „Basar-Viertel, in dem seine Majestät, der kaufende Kunde, das Tempo angibt“ bezeichnet – machte Oldenburg 1967 weit jenseits der Stadtgrenzen von sich reden.

Die wachsende wirtschaftliche Bedeutung der Stadt ging mit einem Umdenken im Wohnungsbau einher. Anfang der 1960er-Jahre verabschiedete man sich endgültig von provisorischen Behausungen – Komfort, Lage und Architektur spielten fortan eine entscheidende Rolle bei der Planung neuer Bauvorhaben. Hatte man noch vor einigen Jahren eher kleinteilig gebaut, wurden nun hochgeschossige Mehrparteienhäuser immer beliebter und dominierten im Laufe des Jahrzehnts auch die Baupläne der GSG.

Hoch hinaus – wir bauen nach oben

Eines der höchsten Bauprojekte setzte die Wohnungsbaugesellschaft zwischen 1959 und 1962 in Bürgerfelde um. Im Herzen des oft als „Nedderend-Siedlung“ bezeichneten Baugebiets rund um die

5 DM

Mindeststrafe drohte 1967 allen, die trotz Fahrverbots mit dem Auto durch die neu geschaffene Fußgängerzone fahren.

Wismarer Straße und den Güstrower Weg entstand ein besonderer Blickfang: Das achtgeschossige Hochhaus an der Rostocker Straße, entworfen und umgesetzt vom Architekten und GSG-Geschäftsführer Arnold Braune.

Die kleinste der 72 Ein- und Zweizimmerwohnungen maß gerade einmal 34 Quadratmeter, verfügte aber über einen großen Balkon – die klassische Singlewohnung, bevor man dieses Wort in Oldenburg überhaupt kannte. Nach der Fertigstellung 1962 wohnten dort vor allem Kriegerwitwen. Bis heute lässt sich von den Balkonen vor allem in den oberen Stockwerken ein nahezu unverbauter Blick über die Stadt genießen. Insgesamt entstanden zwischen 1959 und 62 etwa 400 Wohneinheiten in der Nedderend-Siedlung. Blickfang ist bis heute das erste Hochhaus Oldenburgs.



Im September 1960 sind die Bauarbeiten am Hochhaus in der Rostocker Straße bereits in vollem Gange.



PAULIS URDZE

Der in Litauen aufgewachsene, studierte Theologe fand seine Berufung in der Betreuung lettischer Exilgemeinden in ganz Niedersachsen. Er organisierte regelmäßig Gottesdienste und kulturelle Veranstaltungen. Seinen Lebensmittelpunkt fand Urdze 1955 in der lettischen Siedlung in Ohmstede. In den Lagerbaracken gründete er Selbsthilfwerkstätten für Hinterbliebene. Aus seiner Idee entwickelten sich später die Gemeinnützigen Werkstätten Oldenburg.

Eine Mustersiedlung für Eversten

Vor allem im Stadtteil Eversten nahm die zunehmende bauliche Erschließung im Laufe der 1960er-Jahre Fahrt auf. Zwischen der Hundsmühler Straße im Westen und dem Sodenstich im Süden plante die GSG, bis 1962 eine Mustersiedlung zu errichten, die „noch schöner, noch moderner“ als die Gartenstadt Ohmstede werden sollte. 1960 waren auf dem dreieckigen Areal zunächst sechs Mehrfamilienhäuser geplant. Derart große Bauten waren für den Stadtteil Eversten zu diesem Zeitpunkt ungewöhnlich und mussten deshalb gesondert genehmigt werden. Bereits 1961 konnten 78 Wohneinheiten zur Vermietung, 13 zum Verkauf und 17 Reihenhäuser für private Auftraggeber in der Von-Thünen-Straße errichtet werden. In der Bodenburgallee entstanden in dieser Zeit drei Mehrfamilienhäuser mit insgesamt 21 Wohneinheiten und ein Wohn- und Geschäftshaus.

Für das mitunter als „städtebauliches Schmuckkästchen“ bezeichnete Baugebiet fanden sich schnell zahlreiche Interessenten, denn die Siedlungshäuser machten den Wertewandel deutlich, der die Bauvorhaben in den 1960er-Jahren durchzog: Die Balkone wurden großzü-

giger, Fenster und Türen mehrflügelig, um mehr Licht hineinzulassen und den Blick auf die großen Grünanlagen rundherum freizugeben. Vor allem im Mietwohnungsbau war der Faktor Wohnqualität nun viel höher angesiedelt als es noch im vorigen Jahrzehnt der Fall war.

In den Folgejahren wandelte sich auch der Nordteil der Tannenkampstraße deutlich. Das Areal zwischen Huntemannstraße, Scharnhorststraße und Christopherweg wurde von der GSG zwischen 1963 und 1965 mit 194 Wohnungen in zwei-, drei- und viergeschossigen Gebäuden bebaut. Hinzu kamen 18 Reihenhäuser. Die Mehrzahl der Wohnungen war Bundesbediensteten vorbehalten. Die GSG hatte sich zum Ziel gesetzt, dass „mit menschlichem Maßstab Räume geschaffen werden, die urban wirken“. Hinzu kam das Studentenwohnheim Huntemannstraße, in dem sie 147 Einbettzimmer in einem drei- und einem zehngeschossigen Trakt unterbrachte.

Und auch andernorts in Eversten baute die GSG in den 1960er-Jahren fleißig. Nachdem die seit 1898 bestehende Dinklagesche Ziegelei an der Everstener Tonkuhle abgerissen worden war, stand hier ein 85.000 Quadratmeter großes



Areal zur Verfügung, das die GSG Ende des Jahrzehnts mit rund 60 Wohnungen bebaute. Außerdem entstanden südwestlich der Eichenstraße gut 200 Wohnungen, u.a. im Billunger-, Dersagau- und Beowulfweg. Typisch für diese Siedlungen ist ihre vielseitige Bebauung. Sowohl Mehrparteienhäuser als auch Reiheneigenheime und Altenwohnungen finden sich hier und sorgen für eine ausgewogene Durchmischung der Bewohnerstruktur. Aufgrund ihrer großzügigen Grundrisse und günstigen Mieten sind diese Wohnungen bis heute besonders beliebt.

Die lettische Siedlung am Rennplatz

Während in Eversten und Bürgerfelde bereits reges Treiben herrschte, wuchs im Stadtnorden eines der bekanntesten Wohngebiete Oldenburgs: die Rennplatzsiedlung. Sie hat eine besondere Geschichte: Von 1942 bis 1945 wurden die Baracken auf dem Gelände in Ohmstede als „Ostarbeiterdurchgangslager“ für überwiegend russische Zwangsarbeiter genutzt. Schätzungen zufolge sollen etwa 40.000 von ihnen in dieser

Zeit im Lager gewesen sein. Viele sind dabei umgekommen und wurden in einem Massengrab auf dem Ohmsteder Friedhof beigesetzt. Nach der Befreiung 1945 wurde das ehemalige Lager von Flüchtlingen aus den baltischen Staaten bezogen.

1950 übernahm es die Stadt Oldenburg. Inzwischen war es zur größten lettischen Kolonie Deutschlands gewachsen, bis zu 1.000 aus dem Baltikum stammende Menschen sollen hier zeitweise gelebt haben. Ihre soziale Lage war schwierig, und so nahm sich Paulis Urdze, ein im Lager lebender Pastor, ihrer an. Die „heimatlosen Ausländer“ entwickelten mit seiner Hilfe ein reges kulturelles und kirchliches Leben.

Als die UNO das Jahr 1959 offiziell zum Weltflüchtlingsjahr ausrief, startete Paulis Urdze eine Spendenaktion für die lettische Kolonie. Vom Erlös konnte der Bau eines „Lettischen Jugend- und Kulturzentrums“ finanziert werden, das am 12. April 1964 eröffnet wurde – heute kennen die Oldenburger es als Kulturzentrum Rennplatz. Die GSG unter-

Ich bin froh über den Vorschlag ‚Kennedystraße‘. Wir können doch auch bei der Namensgebung von Straßen einem lebendigen zeitgeschichtlichen Bewusstsein Ausdruck verleihen.

CDU-Ratsherr Dr. Heinrich Niewerth, als die Benennung des neuen Baugebiets 1965 eine öffentliche Kontroverse auslöste.

ZITIERT

stützte den Bau von Beginn an tatkräftig. Zeitgleich baute sie auf dem ehemaligen Lagergelände die heutige Rennplatzsiedlung mit den Straßen Rigaer Weg und Kurlandallee. In den folgenden Jahrzehnten sollte sich die Bewohnerschaft der Siedlung immer mehr durchmischen. Vor allem Polen, russische Spätaussiedler und türkische Gastarbeiter zogen in den 1970ern in die Rennplatzsiedlung.

Die Wollmilchsau zwischen Eversten und Bloherfelde

Wer nach den bekanntesten GSG-Siedlungen der Stadt gefragt wird, denkt neben den zuletzt genannten sicherlich



Rund um die Everstener Tonkuhle schuf die GSG ein weiteres, attraktives Wohnviertel für alle Bevölkerungsschichten. Rund 60 Wohnungen baute sie an der Gotthelfstraße und am Comeniusweg.

auch an die zwischen 1964 und 1968 errichteten Gebäudeensemble in der Kennedystraße. Einst als Demonstrativvorhaben des sozialen Wohnungsbaus angelegt, baute die GSG auf 23 Hektar Fläche rund 500 Mietwohnungen, die ein bis fünf Zimmer umfassten. Der Wunsch, stark verdichteten Wohnraum mit Wohnen im Grünen zu vereinen, war zentral für dieses, die Stadtteile Eversten und Bloherfelde verbindende Großprojekt. Hinzu kamen viele weitere Faktoren, die von Stadt, Land und Bund auferlegt wurden.

Der öffentlich geförderte Wohnungsbau sollte zunehmend rationalisiert werden, sodass die Baukosten deutlich verringert werden konnten und der Quadratmeterpreis günstiger ausfiel, um vor allem großen Familien die Miete erschwinglich zu machen. So kam es, dass das Projekt Kennedyviertel schnell einer eierlegenden Wollmilchsaure glich: familienfreundliche Wohnungen im Grünen, die mit geringen Baukosten realisiert werden sollten, zugleich eine gute An-

bindung an die städtische Infrastruktur, günstige Mieten und dadurch auch für Menschen mit wenig Einkommen geeignet, daneben aber kein sozialer Brennpunkt. All das sollte das Kennedyviertel leisten. Dass dieser Plan einem unmöglichen Unterfangen gleichkam, merkten alle Beteiligten recht schnell.

Und so begann die wechselhafte Geschichte des Kennedyviertels. In den 1970er-Jahren wurden 500 weitere Wohneinheiten geschaffen. In den 1980ern hatte man dort mit Leerständen zu kämpfen. Nach dem Mauerfall gab es hingegen wieder zu wenig Wohnraum, denn das Viertel wurde zu einer der er-

86 DM

ZÄHLBAR

kostete die Monatsmiete in einer Einzimmerwohnung des neugebauten Wohn-Hochhauses an der Rostocker Straße im Jahr 1962.

Die Neubauten im Ahlkenweg waren bei den Oldenburgern besonders begehrt.



sten Adressen für Familien, die nach kostengünstigen Lösungen suchten. Den Ruf des „Problemviertels“ loszuwerden, wurde fortan ein großes Bestreben für GSG, Stadt und viele weitere Akteure.

Wohnraum für Alleinstehende? Das stößt auf Skepsis.

1968 bewegt sich Oldenburg schnurstracks auf die 130.000-Einwohner-Marke zu. Da überrascht es nicht, dass die GSG in diesem Jahr ihr bisher größtes geschlossenes Bauvorhaben in Angriff nahm – erneut in Eversten. Rund um Ahlken-, Dachs und Hermelinweg sollten 435 Wohneinheiten entstehen. Vor allem im Ahlkenweg wählte die GSG eine für diese Zeit moderne Optik. Vor allem die scheinbar freischwebenden, transparenten Laubengänge über mehrere Geschosse der Gebäudeensembles waren zu dieser Zeit ein Novum.

In erster Linie lockte damals die grüne Umgebung zahlreiche Interessenten an. Ein Erstbelegungsrecht für Bundesbedienstete sicherte vor allem der wachsenden Zahl an in Oldenburg stationierten Soldaten und ihren Familien die beliebten Neubauwohnungen. Als „Krönung“ des Viertels war ein neungeschossiges Wohnhaus mit 76 Wohnungen geplant – noch höher und größer als das Hochhaus an der Rostocker Straße. Anderthalb- und Zweizimmerwohnungen boten vor allem Paaren ohne Kinder und Alleinstehenden ein neues Zuhause.

Ganz unumstritten war das Projekt indes nicht. Der Gedanke, dass man durch einen groß angelegten Bau dauerhaften Wohnraum für Alleinstehende schaffen wollte, stieß in der breiten Bevölkerung auf nur wenig Verständnis. Doch die GSG erkannte den Bedarf der Zukunft frühzeitig und traf die richtige Entscheidung zur richtigen Zeit. Der Trend zum „Wohnen in kleinen Einheiten“ verfestigte sich in den Folgejahren zunehmend, Wohnraum für Singles wurde immer gefragter und ist bis heute eine der Wohnformen, die in Oldenburg die größte Nachfrage verzeichnet – unter Studierenden, aber auch bei älteren Alleinstehenden.



Mitte der 1960er-Jahre entstanden nicht nur an der Bloherfelder Kennedystraße ...



... sondern auch an der Wilhelm-Krüger-Straße in Nadorst ...



... und an der Wilhelm-Raabe-Straße in Eversten schicke Mehrparteienhäuser.



Eine Siedlung in Schottenbauweise

Qualitativ hochwertiger Wohnraum für die immer anspruchsvoller werdende Bevölkerung wurde währenddessen auch in Bürgerfelde gebaut. Die GSG erschloss 1968 das vom Eßkamp abzweigende „Baugebiet Hartenkamp“. In den folgenden zehn Jahren entstanden hier 376 Wohneinheiten.

Besonderes Merkmal dieser Wohnungen ist die „Schottenbauweise“ mit Treppenhäusern zwischen zwei Gebäuden. Die halb verglasten Laubengänge sollten ein luftiges Aussehen vermitteln und als lockeres Bindeglied zwischen den Gebäuden fungieren. Außerdem wurden Wohnungen in der Waagerechten und in der Senkrechten jeweils versetzt gebaut. „Das ist die letzte Konsequenz des Familienheims im Block. Die Leute können sich nicht gegenseitig auf die Balkone sehen, die Wohnungstüren liegen einander nicht gegenüber. Jede Familie muss das Gefühl haben, für sich zu sein“, begründete GSG-Geschäftsführer Arnold Braune.

Ende der 1960er hat sich das Bauen von den Vorgaben der unmittelbaren Nachkriegszeit endgültig emanzipiert. Die Architekten probieren neue Lösungen und beschreiten neue Wege. Die GSG geht diese mit – und bereitet sich so auf das nächste Jahrzehnt vor, das bereits an die Tür klopft.



WISSENSWERT

KÜNSTLERISCHE NAMENSGEBER

Die Auswahl der Straßennamen brachten dem Baugebiet Hartenkamp schnell den Spitznamen „Malersiedlung“ ein. Von der parallel zum Hartenkamp verlaufenden, nach der preußischen Grafikerin Käthe Kollwitz benannten Straße zweigen drei weitere ab, die Kunstschaffende aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts ehren: Hier wurden der expressionistische Maler Emil Nolde, der Dresdner Zeichner Heinrich Zille und der norwegische Karikaturist Olaf Gulbransson verewigt.

Warum freut ihr euch über die
LzO-Förderung, liebe Green Spirits?

Weil Nähe Gold wert ist.

Wir übernehmen Verantwortung.
Deshalb fördern wir Projekte, die
uns allen am Herzen liegen. Und
die Region beflügeln. Weil's um
mehr als Geld geht.

Unsere Nähe bringt Sie weiter.

lzo.com/foerderer · 0441 2300

 **LzO**

meine Sparkasse